

Mehrerauer Grüße



18. Jahrgang.

März 1928.



Mehrerauer Grüße.

18. Jahrgang.

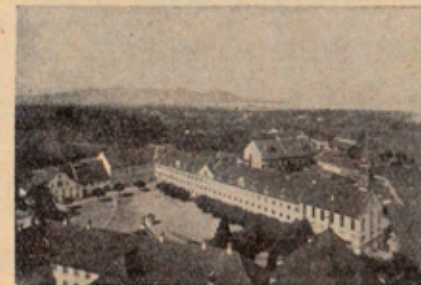


März 1928.

Inhalt:

Schlichte Größe	3
Unsere alten Glocken	6
Weihnachten im Kollegium	9
Der große Prinz von Fez	11
Der Kampf der Geister um die Seele des „großen Prinzen“	13
Kollegium's Erinnerungen	16
Die Pfänderbahn	20
Ein Tag an der Nordsee	21
Der Alt-Mehrerauer Leben und Streben	22
Aus dem Kollegium	29
Heimgegangen	31
Personalien	32

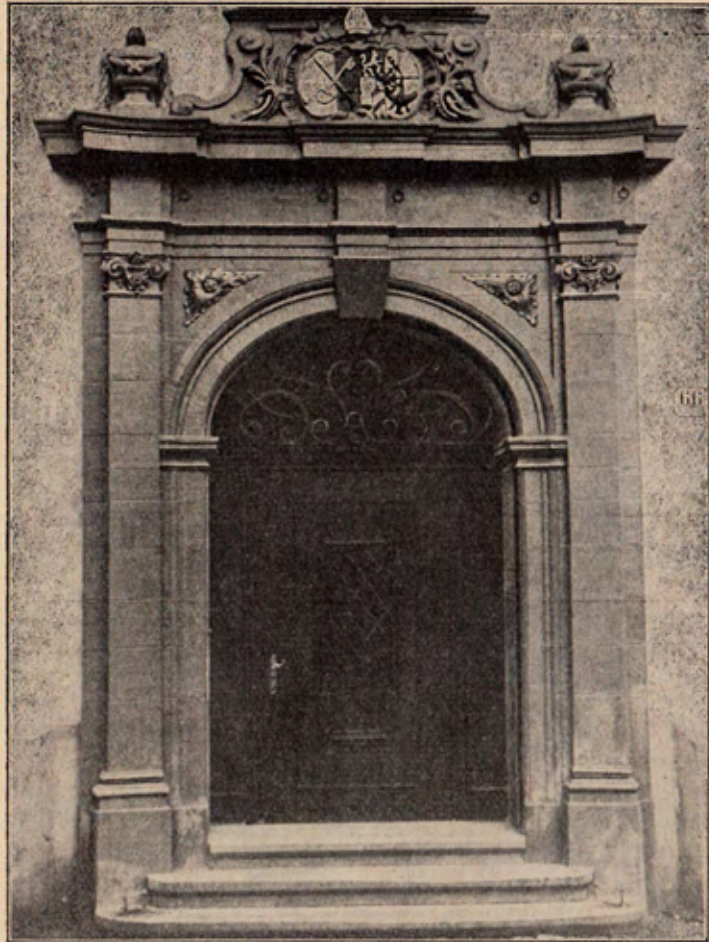
Postscheck-Amt
München,
Konto Nr. 8930.



Österr.
Postsparkassen-Amt
Wien Nr. 168.467.

Redaktion:
P. Robert Klopfer.

Administration:
P. Bonifaz Martin.



Die neue Klosterpforte.



Schlichte Größe.

Motto: „Vom Himmel stammt die Kunst, sowie die menschliche Seele; drum führe eine die andere liebend zur Heimat zurück.“

(Peter Cornelius.)

Wenn du die Eingangshalle unseres Kollegiums betrittst — und ebenso ist es im Kloster — so begrüßt dich zuallererst die Josefsstatue. Der hl. Josef waltet von jeher in väterlicher Fürsorge als Schutzpatron des Hauses. Constituit eum dominum domus suae. So bildet denn die Verehrung des hl. Josef gleichsam ein Stück Mehrerau und ich meine, es ist ganz entsprechend, daß du, lieber Altmehrerauer, auch dieses Erbteil draußen im Leben fruchtbar machst.

Jedoch will die Heiligenverehrung nicht bloße Gewohnheit oder gelegentlicher Notschrei sein; sie will vielmehr veredelnden, führenden Einfluß nehmen auf unseren Charakter, auf unser privates und öffentliches Leben. Daher möge ein jeder seinen Standes- oder Lieblingsheiligen verstehen lernen, ihn zu seinem Freunde machen. Auf den Freund aber schaut man, und er hat einem manches zu sagen; sicher nur Bestes, wenn es ein Heiliger ist!

Wir könnten nun das Bild des hl. Josef in der Schrift und Legende aufsuchen; doch wird uns ein kleiner Abstecher in das Hochland der religiösen Kunst dasselbe Ziel erreichen helfen. Sie läßt uns eindrucksvolle Szenen schauen; aus ihnen können wir dann von selbst sein geistiges Konterfei entnehmen, das ich in die Worte fassen möchte: Schlichte Größe!

Das erste Bild versetzt uns vor den Stall zu Bethlehem. Der dunkle Hintergrund: links die Stirnseite des gewölbartigen Stalles, aus massiven Quadersteinen, mit dem überhängenden Giebelgebälke; rechts die stattlichen Mauern des Hofes — versinnbildet sprechend die Finsternis, in die der Weltheiland das Licht der

Gnade und der Wahrheit brachte. Und in der Tat geht Licht aus von der lieblichen Gruppe im Vordergrunde, die buchstäblich in himmlische Klarheit getaucht ist, vom göttlichen Kinde hinüberflutend zu Maria und Josef. Maria, ein zartes Prinzeßchen, in blendendes Weiß gekleidet, kniet wie verklärt auf der untersten Stufe der Stiege, die zur Krippe hinaufführt, und faltet die Hände anbetend ihrem Jesulein entgegen, das sie in einen Zipfel ihres wallenden schwarzen Mantels gebettet hat. Und St. Josef? Er sitzt, im Augustinergewande, auf der Krippenkante, eine Kerze in der Linken; mit seiner Rechten aber schützt er sorglich das Flämmchen und merkt vor lauter Sorglichkeit und Bescheidenheit gar nicht, daß sich von Mutter und Kind Himmelshelligkeit auf sein gütig Antlitz ergießt. Das Flämmchen, ist es wohl ein Bild seiner von Liebe durchglühten Hingebung an Gott und dessen heilige Ratschlüsse? Und mahnt es nicht uns, auch das Flämmchen der göttlichen Liebe treu und bescheidenlich zu behüten, damit immer mehr erleuchtende Gnade den Weg in unser Herz finde? — Das Ganze ist von einer rührenden Innigkeit, wie wir sie bei Hans Memling, dem deutschen Fiesole, gewohnt sind. Draußen vor dem Tore herrscht Tageshelle; aber wie spärlich ist diese, im Vergleich zu der überfließenden Helle um die Krippe! „Lichter denn der lichte Tag, ist Gott“ (Herzeloide zu Parzival).

In einen ärmlichen, wohnlichen Holzstall, mit einem niedlichen Fenster, führt uns Matth. Schiestl. Im Futtertrog vor dem Krippengatter liegt das Jesuskind, in rötlichem Wämslein und „in Windeln eingewickelt“. Maria, ein besinnliches Jungfräulein, so bleich wie ihr schlichtes Gewand und Kopftuch, ruht auf einem Baumstrunk am Kopfende der Krippe; ihre mütterlichen Hände halten das Kindlein, daß es nicht herausfalle. Unser guter Josef, diesmal in einer roten Kutte mit Kapuze, beugt sich, vom andern Ende her, über das Kind. Die Hände hat er zwar gefaltet, lächelt aber mit flausigem Großvatergesicht das Jesulein allerliebste und plauderig an; und dieses patscht vor Vergnügen in die Händchen. Man sieht schon, der hl. Josef hat auch Humor! Sicherlich klaubt er im nächsten Moment einen der lachenden Äpfel aus dem Körbchen am Boden und spielt Ball mit dem kleinen Gott, dem doch der Erdball gehört. Eine anmutige Idylle, von Frömmigkeit und Heiterkeit durchsonnt! Stilles, seliges Familienglück spricht daraus.

Allein, es gibt kein dauernd Glück auf Erden. Auch die heiligste Familie sollte dem menschlichen Lose ihren Tribut zahlen. „Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter und flieh . . .“ Josef tat's. Und wie? Da gab's keinen Untrost, kein Murren: Gott ließ es zu! Da heißt es eilen: Gott will es! Melchior Grossek zeigt es uns in seinem Schattenbilde. Es hat etwas Tiefergreifendes und zugleich Drolliges, wenn man sieht, wie St. Josef, in seinen groben Schuhen, mit mächtig ausziehenden Schritten die Wüstennacht durchmißt, den knorrigen Knüttel vorsetzend. Sie können

ruhig sein, die lieben Seinen auf dem frommen Tier, das er an doppelter Halfter nach sich zieht: In seiner Hut ist gut sein! — Das ist es ja, warum selbst die hl. Kirche ihn zu ihrem Patron erklärt; warum Männer, wie der Pariser Universitätskanzler Gerson, und Heilige, wie die große Spanierin Theresia, unbedingt auf ihn gebaut, nicht zuletzt in finanziellen Nöten, und nie umsonst —: Hat er doch ein Herz, und ist ja der reiche Gott mit ihm! Zumal wenn sich einer, wie er, Gott unterwirft.

Dann wird die Tröstung nicht ausbleiben. Dies hat auch Josef erfahren. „Die Ruhe auf der Flucht“, v. Lukas Cranach (dem Älteren), beweist es. Es rastet die Hl. Familie am Rande eines Gehölzes unter einer einsamen Fichte. Das Jesuskind, auf dem Schoße der Mutter stehend, greift mit kindlichem Begehren nach einem Blumenstrauß, den ihm ein wunderliebes Engelein darreicht. Und ringsum wimmelt es nur so von kleinen Engelknaben und geflügelten Kobolden, die sich beim Klang einer Flöte vergnügen. St. Josef steht an der Seite der Gottesmutter, sinnend, fast ehrfürchtig und doch wieder so wohligh ergötzt bei dem fröhlichen Getue.

„Alles hat ja seine Zeit,
Freud und Leid.
Gut Gewitter, böse Stunden
werden wechselweis erfunden.
Dennoch geht es, wie Gott will:
Halte still!“

(Elisabetha Juliana, Herzogin von Braunschweig.)

Wir wollen nun noch das Altargemälde betrachten, das Franz Defregger für die Pfarrkirche in seiner Heimatgemeinde Dölsach i. T. gestiftet hat. Den Hochsitz nimmt die thronende Madonna mit dem Gotteskinde ein. Halb ihr, halb uns zugewendet, steht seitwärts unten der hl. Josef, ein ehrwürdiger Greis mit hoher Stirn und einem prächtigen Kapuzinerbart. Er ist in die Lektüre eines ansehnlichen Heftes versunken, das seine Linke vor sich aufgeschlagen hält, während die Rechte mit dem Ellbogen sachte auf den Sockel gelehnt, das Kinn stützt. Ob er die Propheten liest und die hehren Geheimnisse erwägt, deren Zeuge zu sein er gewürdigt war? Oder ob es Bittschriften seiner vielen Verehrer sind, die er durchgeht, damit keine Frist von ihm versäumt werde? Genug, sein vergeistigtes Antlitz atmet Gütigkeit, Weisheit; seine Gestalt offenbart Männlichkeit, Adel. Das Ernste des dunkeln Mantels wird gemildert durch das frohe Weiß des Habits. So ragt er in schlichter Größe hinan bis zum Throne der göttlichen Mutter. Es ist, als hätte der Maler künden wollen: St. Josef verbindet die Erde mit dem Himmel! Sein Leben war harte Mühe und Sorge — angedeutet durch das Winkelmaß zu seinen Füßen; aber auch ein beharrlich Streben zur Höhe in Glaube und Liebe und Reinheit, wie

die neben ihm prangende Lilienpflanze erzählt, die ihre Blüten, Opferkelchen gleich, so freudigstark emporträgt.

So predigt die Himmelstochter Kunst vom hl. Josef. Horch' auf, Seele, überdenke es in der Stille und dann geh hin und tue desgleichen!

Mh.

L. P.

Unsere alten Glocken.

Wer immer das jetzige Geläute hört, das seit dem Jubeltage des 18. Oktober 1927 über See und Landschaft seine Feiertöne sendet, der freut sich und wünscht der Mehrerau Glück zu diesem Jubiläumsgeschenk und auch die, welche die alten Glocken noch gehört haben, die sie zum Gottesdienste riefen, die Profeß und Primizfeier einläuteten, hört man sagen: An Klangfülle und Tonstärke, an Harmonie und Melodie kommen diese Herolde den früheren zuvor usw.

Trotzdem glaube ich, dürfen die alten Mehrerauer Glocken nicht vergessen bleiben, die 44 Jahre hindurch treu ihre Pflicht erfüllt Freud und Leid mit uns geteilt, im Leben und Sterben mahnende, tröstende und herzerfreuende Stimmen herabgesendet haben aus der Höhe. Ihnen also, von denen wir in schwerer Zeit Abschied nehmen mußten, sei dieser Nachruf gewidmet in dankbarem Gedenken.

Freilich, als die ehemaligen Glocken jugendfrisch vom Turm zum erstenmal erklangen, hörte sie der Schreiber dieser Zeilen noch nicht; niemand sang ihm noch das Wiegenlied; er muß fremde Hilfe in Anspruch nehmen und ältere Jahrgänge zu Rate ziehen, die ihm „singen und sagen“ über verklungene Zeiten. Mein Gewährsmann ist der 86jährige P. Gregor Müller O. Cist., der anlässlich der Ablieferung des alten Geläutes in der Cistercienser Chronik des Jahres 1916 (S. 242 ff.) über die Entstehungsgeschichte der Glocken und ihre Fahrt in die luftige Wohnung berichtete. Er war ja Augenzeuge und konnte sich auf seine eigenen Aufzeichnungen aus jener Zeit stützen.

Die Anschaffung eines Geläutes für die 1854 bezogene Mehrerau ging Hand in Hand mit dem Ausbau des Turmes der neuen Kirche. Seit bald fünfzehn Jahren stand er in halber Höhe da, der Vollendung gewärtig, denn es fehlten die Mittel. Erst als P. Maurus Kalkum, der 1872 Prior und 1878 Abt wurde, die Angelegenheit in die Hand nahm, gelang es seinen Bemühungen, Wohltäter zu finden und die nötigen Gelder für Turmbau und Geläute herbeizuschaffen.

Im März 1872 fanden im Beisein und unter Mitwirkung des k. bayerischen Hofbauinspektors Riedl, der den Plan zu unserer Kirche und deren Turm entworfen hatte, Beratungen statt und

wurde ein Vertrag mit Baumeister Geiß von Bregenz wegen Weiterführung des Turmes abgeschlossen. Der Baukosten wegen fiel der Turm um ein Stockwerk kürzer aus, als ursprünglich geplant war, ebenso wurde von der Ausführung eines steinernen Turmhelms abgesehen. Um dieselbe Zeit wurde mit den Glockengießern, den Gebrüdern Graßmayr in Feldkirch der Lieferungsvertrag betreffs des Geläutes besprochen. Sie hatten für ihr Werk hinlänglich Zeit, da die Vollendung des Mauerwerks — am 23. Mai zog man den ersten Quaderstein hinauf — vor Spätherbst nicht zu erwarten war. Man hörte denn auch im Laufe des Sommers oft die Frage: Wann werden die neuen Glocken gegossen? Etliche Wochen vor dem Guß hatte P. Gregor Gelegenheit, in Feldkirch das Material zu besichtigen, das dazu verwendet wurde und wie er erzählt, erregten seine Aufmerksamkeit zwei schwere Bronzekanonnen, auf denen das französische Lilienwappen zu sehen war. Wahrscheinlich waren die Geschütze von der Bourbaki-Armee beim Übertritt (1871) in die Schweiz mitgeführt und später als Altmetall verkauft worden. — Es wurde Herbst. Laut telegraphischer Meldung sollte der Glockenguß am 19. Oktober stattfinden. Der Prior, P. Maurus Kalkum und P. Gregor wohnten dem „feierlichen“ Akte bei. In der Gußhütte brodelte das flüssige Metall gewaltig in dem gemauerten Becken und wurde fleißig mit einer Holzstange umgerührt, die aber rasch lichterloh brannte und daher sofort wieder ins Wasser getaucht werden mußte. Unmittelbar vor dem Guß wurden außer Kurs gesetzte italienische Scheidemünzen und metallene Patronenhülsen in den Brei hineingeworfen. „Silberstücke haben wir dazu aber nicht geopfert“. — „Endlich kündigte der Meister an, der Augenblick sei gekommen, den Guß vor sich gehen zu lassen. Erwartungsvolle Stille trat unter den Anwesenden ein, die der Meister aufforderte, zum Gelingen des Werkes ein Vater unser zu beten, was laut geschah. Dann, es war etwas vor halb drei Uhr, wurde der Verschuß unter dem Gußofen weggestoßen. Da ergoß sich die Glockenspeise in die Kanäle, die zu den Öffnungen über den einzelnen Glockenformen führten, die fest im Boden eingebettet waren und von denen man nichts sah. Nach etwa zehn Minuten verkündete der Meister, der Guß sei vollendet und gelungen. Zu dieser Annahme berechnete allerdings der Umstand, daß der Guß ohne jegliche Störung stattgefunden hatte, ein bestimmtes Ergebnis konnte aber erst bekanntgegeben werden, als nach zwei oder drei Wochen die Hüllen von den Glocken entfernt wurden, nachdem das Metall erkaltet war. In der Tat zeigte es sich, daß der Guß gelungen war.“

Am 25. Oktober ward auf dem Turm die Helmsäule und am 30. wurden die sie stützenden Dachsparren aufgerichtet. Die Helmsäule war aus einem Lerchenstamm gezimmert, der aus dem Walde des Gutes Weißenreute oberhalb Bregenz sammte. Weißenreute gehörte ehemals dem Benediktinerkloster Mehrerau und die damalige

Besitzerin rechnete es sich zur Ehre, ein Geschenk damit zu machen. Am Aufrichttage zierten ein Tännchen die Helmspitze, Flaggen und Fähnchen den Turm; Pöllerschüsse krachten und ein vom Kloster gebotenes fröhliches Mahl versammelte am Abend die Arbeiterschaft.

Der neuen Glocken Einzug erfolgte auf drei Wagen am 13. November gegen 4 Uhr nachmittags. Pöllerschüsse vom Turme und das Glöcklein im Dachreiter sandten den Ankommenden freudigen Willkommgruß entgegen. Die Schuljugend von Vorkloster ging vom Gasthaus Lamm aus dem Wagenzug voran. Beim Eingang in den Klosterhof war eine mit Tannenreisig und Blumen geschmückte Pforte errichtet. Hier empfing der Konvent unter Absingen des Benediktus die Ankömmlinge und geleitete sie, während die Zöglinge zu beiden Seiten Spalier standen, zu den vor dem Klosterportal bereitstehenden Gerüsten. Das Magnifikat singend, kehrten die Mönche in die Kirche zurück.

Tags darauf fand durch den Weihbischof von Brixen und Generalvikar für Vorarlberg, den Hochw. Herrn Joh. Nep. Amberg bei schönster Witterung die Glockenweihe statt. Außer dem Konvente, den Stiftern und Paten der Glocken und den Zöglingen wohnten noch viele andächtige Zuschauer aus der Umgebung dieser Feier bei. Die größte der Glocken (64 Zentner) wurde der allerheiligsten Dreifaltigkeit und den Apostelfürsten geweiht, die zweite (31 Zentner) der allerseligsten Jungfrau, die dritte (18 Zentner) dem hl. Josef, die vierte (8 Zentner) den hl. Benedikt und Bernhard, die fünfte (2 Zentner 44 Pfund) den hl. Martyrern Marianus und Getulius. Bei dem darauf folgenden Gottesdienste in der Kirche hielt der Hochw. Herr J. A. Rohn, Dekan und Pfarrer in Rohrdorf, Kt. Aargau, die Festrede über „Die Herolde des Friedens“, das Hochamt feierte der Hochw. Herr Dekan und Stadtpfarrer von Bregenz, M. Mohr. Mit dem Te Deum schloß die Feier.

Wegen eines Rechenfehlers mußte der zu groß ausgefallene, von den Gebr. Graßmayr erstellte Glockenstuhl durch die Zimmerleute umgearbeitet werden, was das Hinaufschaffen der Glocken in den Turm verzögerte. Erst am 19. November fand dann die Fahrt der Glocken in ihre luftige Wohnung statt. — Mit Ungeduld sah man der Stunde entgegen, da zum erstenmal feierliches Geläute vom Turme herab erklang. Am Vorabend des ersten Adventsonntages, 30. November, konnte zur Vesper mit allen Glocken — darunter befand sich auch das bisherige Dachreiterglöcklein aus dem Jahre 1854 — geläutet werden. Die weitere Umgebung wurde aber erst aufmerksam auf das neue Geläute, als es in der Abendstille nach dem Kompletorium bis in weite Fernen sich hören ließ. Mancher stand da auf der Straße still, viele Fenster öffneten sich und Köpfe streckten sich heraus, um den bisher nie vernommenen Tönen zu lauschen. Sie brachten sogar einen zwischen Lindau und Rorschach im vollen Lauf befindlichen Dampfer zum Stehen. Als nämlich der

Kapitän den noch nie gehörten Glockenklang sich nicht erklären konnte, ließ er die Maschine abstellen und Fahrgäste und Mannschaft erfreuten sich an den herrlichen Klängen.

Da die Eindeckung des Turmhelms wegen der bereits eingetretenen Winterszeit ins Frühjahr verschoben werden mußte, schützte die Bretterverschalung allein die Glocken vor Regen und Schnee. — Die Turmuhr langte am 30. April aus München hier an und am 12. Mai mittags 12 Uhr schlug sie zum erstenmal die Stunde, wobei vier Glocken mitwirkten, die bereitwillig ihr die klangvollen Stimmen liehen. Und das haben sie getan bis zum 15. September 1916. — An jenem denkwürdigen Freitag haben wir von halb 2 Uhr bis 2 Uhr nachmittags zum letztenmal das herrliche Geläute gehört. Gleich nachher begannen die Vorarbeiten zur Herabnahme der Glocken. Gott sei Dank! Neue Glocken läuten wieder über die Landschaft, möchten auch sie wie ihre Vorgängerinnen „Herolde des Friedens“ sein und bleiben. *Berno.*

Weihnachten im Kollegium.

Vielen der lieben Alt-Mehrerauer wird es noch neu sein, daß Jung-Mehrerau seit drei Jahren Weihnachten in der Heimat bei Eltern und Geschwistern feiert. Ganz aber sollten wir auch hier nicht der Christfreude entbehren und deshalb fand am 21. Dezember — als Vorfeier gleichsam zum eigentlichen Christfest — eine kleine, aber stimmungsvolle Weihnachtsfeier statt.

Unser Orchester eröffnete die schöne Unterhaltung mit G. F. Händels „Allegro für Streichorchester“. Dann öffnete sich der Vorhang zum mittelalterlichen „Dialog zweier Hirten in der Christnacht“, die sich gegenseitig in Geschenken für das Kind in der Krippe zu überbieten suchten.

Ich will dem Kindlein schenken
ein silberweißes Lamm.
Soviel ich mich bedenke
kein schöneres ich bekam . . .
Und ich schenk diesem Kinde
ein Kälbchen zart und klein
mit roten Bändern binde
ich ihm die Füßlein ein . . .

Und ich will ihm noch schenken
ein junges Böcklein schön,
es treibt wohl tausend Schwänke
und bleibt nicht lange stehn . . .
Und ich will ihm noch schenken
ein weißes Häselein,
es ist voll tausend Ränken,
will stets bei Menschen sein . . .

Wohl dann, so laßt uns reisen zum schönen Kindelein
und unsre Gaben preisen dem kleinen Schäferlein.
Ihm alles auf soll heben die Mutter mit Bescheid,
daß es ihm wird gegeben hernach zu seiner Zeit.

„Allein Gott in der Höh' sei Ehr!“ klang es hierauf durch den Saal. Ein Lied für gemischten Chor von Leonh. Schröter, an das sich ein lebendes Bild „die Anbetung der Hirten“ schloß. — Wieder setzte das Orchester zur „Arie für

Streichorchester“ von G. F. Händel ein und abermals tat sich der Vorhang auf zur „Huldigung der Könige“ nach Wallace Ben Hur. Mit dem vierstimmigen Lied „Freuteuch, ihr lieben Christen“ von M. Prätorius und Händels „Finale aus dem Konzert für Streichorchester“ fand die sinnige Feier ihren Abschluß.



Generalabt Franziskus Janssens.

Noch ein paar Tage, die allerdings fast nicht enteilen wollten, und Eisenbahn, Schiff oder Autos entführten die meisten in ihre Heimat. Nur wenige blieben zurück. Unter ihnen alle Oblaten, deren Weihnachtsfeier am hl. Abend sich besonders schön gestaltete. Im Tannengrün prangte ihr Studiensaal. Magisch beleuchtet stand in einer Ecke die Krippe, an der andern strahlte im Lichterglanz der Christbaum und zwischen beiden lagen köstliche Christgeschenke.

Große Freude brachte uns die Anwesenheit des Hochwst. Herrn Generalabtes Francois Janssens, Abt von Pont Colbert, der eben in der Mehrerau weilte und auch seiner jüngsten Söhne nicht vergaß. Unser Gnädiger Herr sprach zuerst liebevolle, väterliche Worte, indem er des Opfers gedachte, das die Oblaten hatten bringen müssen: am hl. Abend nicht im Kreise der Lieben in der Heimat zu sein. Weihnachtslieder folgten, wie das liebliche „In dulci iubilo“ und das alte, aber doch immer neue „Stille Nacht, heilige Nacht“, worauf unser Präfekt, P. Paul Sinz, die Weihnachtsgaben verteilte. Bücher, Missale, Kalender und Bilder, ja sogar Süßigkeiten gab es, voll Dank entgegengenommen. Spannung und Freude zugleich weckte das Wort des Hochwürdigsten Herrn Generalabtes, der in leichtverständlicher, lateinischer Rede seine Freude über den heutigen Abend bekundete und uns zu gegenseitiger Liebe, fleißigem Studium und kindlichem Gehorsam gegen unsere Vorgesetzten ermahnte. Mit seinem Segen schloß unsere Christbescherung und bald schon schlummerten wir hoch beglückt der Christmette entgegen.

Mit Freude wird sich manch ehemaliger Zögling noch des Weihnachtsabends erinnern, wenn einer der Subpräekten beim Abendtisch mit der Losmütze die lange Reihe durchschritt und flinke Studentenhände eilig nach einer glückbringenden Nummer griffen. So war es auch diesmal wieder. Was noch hier geblieben war, versammelte sich im Theatersaal, wo Pater Regens nach einer kurzen Ansprache, zur Freude aller, im Namen des Kollegiums brauchbare, nützliche und süße Weihnachtsgaben verteilte.

Nur zu schnell gingen auch uns, die wir zurückgeblieben waren, die Weihnachtsferien vorüber und gar zu eilig nahmen die Tage milderer Zucht und süßer Muße ein Ende. K. T. V.

„Der große Prinz von Fez“.

Fasching war eingekehrt in die weiten Hallen des Kollegiums und mit ihr oder, vielleicht besser trotz ihr Calderon in seinem Schauspiel: „Der große Prinz von Fez“. Von manchen Seiten wurden Stimmen laut: Warum ein so ernstes und dazu noch religiös gestimmtes Stück. Doch, nachdem in der Fastnacht genug Unterhaltungen für Humor sorgen, darf eine Kollegiums-bühne wohl das Motiv des Ernstes betonen, zudem, da sie als Schulbühne auch für den literarischen Nutzen der Schüler Sorge tragen muß, und deshalb durfte man mit Recht ein klassisches Stück aus des spanischen Dichters reichem Dramenschatz wählen. Bald nach Weihnachten hatten die Proben unter der Leitung hochw. P. Paul Sinz begonnen.

In diesem Stück zeigt uns der große Dichter den Kampf der übernatürlichen Mächte um das Göttliche im Menschen. Schutzgeist und Dämon streiten um die Seele des „großen Prinzen“.

Der „große Prinz“, ein grübelnder Charakter, gelobt in den Gefahren einer Schlacht eine Wallfahrt zu des Propheten Grab in Mekka, kommt aber in christliche Gefangenschaft und findet dort die Lösung eines Zweifels aus dem Koran über die makellose Gottesmutter. Er bekehrt sich zum Christentume, verzichtet auf seinen Thron, eilt nach Rom und stellt sich dort dem Papste zur Verfügung. Auf diesen Schritt hin wird er in seiner Heimat entthront und selbst die eigenen Kinder schwören ihm Rache für die Schmach, die Treue zum Propheten mit dem Christenglauben vertauscht zu haben. Das bildet den letzten schweren Kampf in des Prinzen idealer Brust, aber er überwindet ihn und trägt sein Geschick mit jenem heiligen Gleichmut, der nur noch Sinn für das Überirdische in sich trägt. Theologische Wahrheit macht aus dem Stück ein Erlebnis von etwas Realem, in dessen Mittelpunkt der Zuschauer sich selbst hineingestellt sieht: man fühlt die volle Bestimmtheit eines Geisterkampfes in sich selbst und erkennt, daß nichts „aus Zufall“ oder „von ungefähr“ kommt, sondern alles ein höheres Ziel hat. Das Schauspiel paßt auch hinein in unsere Zeit, da so viele Throne in Trümmer sinken und manche Krone in den Staub rollt. Der „große Prinz“ trägt heldenmütig seinen Sturz in Hinblick auf „ein besseres Reich in besserer Gesellschaft“. Aber noch ein Anknüpfungspunkt mit der Moderne findet sich. Heute, wo man einen Schutzengel fast nur mehr in der Kinderstube gelten lassen will, sucht man in Okkultismus und Spiritismus die Dämonen. Die will man gelten lassen; doch nur solange sie dem Menschen den Mephisto spielen. Da zeigt das Stück, daß es wirklich einen Schutzengel gibt, der den Menschen durch alle Fährlichkeiten dieses Lebens führt und ihn glücklich zum ewigen Ziele leitet.

Doch neben der tiefsten Handlung des Stückes ist auch das heitere Moment nicht vergessen. Ein „mohrischer“ Bauer und ein durchtriebener Landsknecht quittieren den Entgang des eigentlichen Fastnachtsgenusses.

Das Spiel fand in maßgebenden Kreisen großen Anklang und alle drei Aufführungen konnten sich einer zahlreichen Zuschauerenschaft erfreuen. Auf wohl die meisten machte das Spiel einen tiefen Eindruck, wozu jedoch nicht nur das Stück selbst und die gute Leitung, sondern auch vor allem die meisterhafte Ausführung einzelner Rollen und die herrliche Szenerie viel beitrug.

A. R. VI. „Baltasar“.



Der Kampf der Geister um die Seele des „großen Prinzen“.

(Zu unserem Theater.)

Die Bekehrung Muley Mahomets, des Prinzen von Fez schien Calderon ein geeigneter Stoff für ein religiöses Schauspiel. Nur eine große Schwierigkeit fand sich dabei: der Stoff bot zwar eine Fülle innerer Wandlungen, aber nur wenig äußere Handlung. Nun hat Calderon den Kampf zwischen Himmel und Hölle um des Prinzen Seele dadurch äußerst wirksam dargestellt, daß er den guten und den bösen Geist auf die Bühne brachte. Damit brachte er mehr äußere Handlung in das Stück.

Der Prinz hat vergeblich nach der richtigen Deutung eines dunklen Korantextes gesucht und ist nun eingeschlafen. Da treten die beiden Geister auf, um sich gleichsam vorzustellen, die Lage auszukundschaften und den Kampf zu beginnen:

„Bin der Geist ich des Verderbens,
der ich, weil mirs Gott erlaubt,
zu verkehren such das Streben
dieses afrikan'schen Prinzen.“

Und der gute Geist:

„Gegen deinen eig'nen Zweck
such ich mit nicht minderen Kräften
deine Schritte aufzuhalten,
da der Geist ich, der erwählte
Gottes bin.“

Nun folgt Red' und Gegenrede; der gute Geist zählt all die Tugenden auf, die den Prinzen zieren. Da wird es dem Bösen allmählich ungemütlich, er rückt mit seinem Kriegsplan heraus. Abdallah, der König von Marokko, ist sein Werkzeug. Diesen hat er überredet gegen Fez ins Feld zu ziehen, um dann doch schmäählich besiegt zu werden, denn in solchem Siege soll der Prinz für seine Tugenden so mit irdischen Gütern gesegnet werden, daß er nicht mehr nach höherem Ziele strebt. Der gute Geist aber will

„ihm ein höheres Erinnern
wecken aus den Schicksalsfällen,
das zu Gott ihn hin soll treiben.“

Innerer und äußerer Kampf beginnt.

Auf einer Anhöhe tobt die Schlacht. Unten im Tale stoßen die beiden Geister aufeinander; der gute Geist freut sich, weil das

Glück dem Prinzen hold ist und ihm den Sieg verheißt. Den Dämon aber erfaßt teuflische Lust, denn mit Glück will er ja die Verdienste des Prinzen belohnen und bewirken,

„daß sein Gaumen nicht nach bessrem Lohne stehe.“

Der gute Geist aber kühlt ihm seine Siegesfreude:

„Denk das nicht; es kann geschehen,
daß ein Todesschrecken wieder hin zu Gott ihn rufe.“

Im selben Augenblicke wird dem Prinzen, der ganz am Abhange hält, das Pferd erschossen und er selber kollert den steilen Abhang herunter. Die beiden Geister eilen hinzu und fangen ihn auf. Vergeblich müht er sich wieder zu den Seinen hinaufzugelangen. Da nimmt er zu Allah seine Zuflucht, gelobt eine Wallfahrt nach Mekka und siehe, er findet einen Weg zu den Seinen. Da ruft der böse Geist voll Hohn und Siegesbewußtsein dem Schutzengel des Prinzen zu:

„Sieh nun, zu welchem Gott ihn drängte seine Angst,
Da solch Gelübde er gemacht dem Trugpropheten!“

Heiß wogt der Kampf und endet mit dem Sieg des Prinzen und der Gefangennahme Abdallahs.

Doch das Glück, mit dem der Dämon den Prinzen für sich gewinnen wollte, hatte keinen Bestand. Mahomet wurde auf seiner Reise nach Mekka von den Johanitern gefangen und nach Malta gebracht. Als ihn in der Gefangenschaft die Langeweile einmal plagte, griff er, von seinem Schutzgeist beeinflusst, zu einer Lebensbeschreibung des hl. Ignatius und fand darin die Lösung seines Zweifels. Da stürmt der böse Geist herein, wendet die Blätter und sucht ihn von weiterem Forschen abzuhalten. O wenn doch Sidi Hamet zurückkehrte, der in der Heimat den Loskauf betreibt! Dann fände der Prinz keine Zeit mehr, über Glaubenssachen nachzudenken. Da wird schon die Kunde von Hamets Rückkehr gebracht.

Mit tiefer Trauer sieht der gute Geist dem Weggang des Prinzen zu. Da schickt der Himmel einen Sturm, der das Schiff zur Umkehr zwingt. Der Dämon aber will den Prinzen nie und nimmer mehr nach Malta zurückkehren lassen, lieber soll er jetzt gleich zugrunde gehen. In wildem Zorne wühlt er Wind und Wellen auf. Da denkt Mahomet in höchster Not an Maria, von der er in Malta Wunderbares gelesen, und ruft sie um Hilfe an. Der Böse schreckt zusammen; vor dieser Macht muß er weichen. Bald sollte ihm jede Aussicht auf den Sieg genommen werden. Nach Malta zurückgekehrt, läßt sich der Prinz im christlichen Glauben unterrichten und taufen. Verzweifelte Wut ergreift den bösen Geist:

„O daß doch jetzt die Weltenachse bräche,
daß des Firmamentes Kuppel mich im Sturz zerschmetterte!“

Und dazu noch der furchtbare Gedanke, daß der gute Geist den Sieg über ihn errungen hat! Doch noch gibt er sich nicht besiegt.

„Drum, ihn zu verfolgen, immer will ich auf der Lauer stehen, meine Wut fortsetzen.“

Nicht lange muß er auf eine günstige Gelegenheit warten. Sidi Hamet, der nach Fez die Kunde von des Prinzen Bekehrung gebracht und sich nur mit Mühe den Nachstellungen der fanatischen Glaubensbrüder entzogen hatte, die ihm, dem ehemaligen Lehrer des Prinzen, die Schuld an dessen Wandlung zugeschrieben. Sidi Hamlet war dem Prinzen, den er nun tödlich haßte, nach Rom gefolgt. Hier traf er mit Turin einen entlassenen Söldner aus Malta zusammen, der dem Prinzen wegen einer abgeschlagenen Bitte um Fürsprache bei Don Baltasar, des Prinzen Herrn auf Malta, nichts weniger als gewogen war. Diese beiden kommen dem bösen Geiste gerade wie gerufen. Ein neuer, häßlicher Plan ist in ihm gereift.

„Welche besseren Instrumente
könnte sich mein Stolz erwählen,
wenn ich ihre Wut entflamme,
ihm zu rauben noch das Leben?“

Mahomet muß sterben, aber vorher soll er im Traume noch all die schrecklichen Ereignisse in seiner ehemaligen Heimat schauen, um dann in Verzweiflung zu sterben. Mit Hilfe höllischer Zauberkraft zeigt ihm der Dämon, wie er in Fez als König abgesetzt, wie sein Bild auf Geheiß seines eigenen Sohnes schmählich entehrt wird. Die Krone reißt ihm dieser selbst vom Haupte, um sich damit zu schmücken, und das Szepter soll in Zukunft in seiner und der jungen Gattin Hand ruhen.

Sidi und Turin gehen bald darauf ans Werk, ihr Plan ist schlau durchdacht. Aber solch ein Schrecken erfaßt sie, da der Prinz durch ein Wunder vor dem Tode bewahrt wird, daß sie sich bekehren.

Ohnmächtige Wut erfaßt den Höllengeist, Schritt um Schritt muß er vor dem guten Geiste, seinem Besieger zurückweichen. Nun ist für ihn an kein Siegen mehr zu denken, des Prinzen edle Seeie ist ein für allemal seinen Angriffen entzogen.

„Knirsche, heule, berste Geist!
Feuer, in dir laß mich suhlen,
baden meine giftige Wut
in der Hölle Schwefelpfuhlen!“

„Gesiegt hat jetzt des guten Geistes Streben
nach bessrem Reich in besserer Gesellschaft.“

A. R. VIII. „Der böse Geist.“



Kollegium's Erinnerungen.

(ex annis 1896—1898.)

O dolce Napoli! Wißt Ihr, was das ist? Nein! Dann hört: Ein Lustspiel, das wir im Jahre 1897 auf der Mehrerauer-Bühne aufgeführt haben. Der eine Hauptheld auf dieser Neapeler-Reise hieß „Siebenkäs“; gespielt hat diesen schwäbischen Bauern „Siebenkäs“ der leider heuer in Frohnleiten zu früh verstorbene Karl Hockelmann — P. Wilhelm. Im zweiten Akt ist ihm der Polster, der seinen Bauch unter der mächtigen Weste vorstellte, unten herabgerutscht. „Zwetschenstock, ich sterbe“ und schon lag er am Boden. Wir schleppten ihn hinter die Bühne und stopften ihm mit solchem Eifer den Polsterbauch wieder unter die Weste, daß er nun wirklich stöhnte und röchelte. Draußen auf der Bühne füllte inzwischen der zweite Hauptheld „Zwetschenstock“ das ganze programmwidrige Intermezzo vor dem Publikum glänzend aus und, als der Siebenkäs-Hockelmann wieder auf der Bühne erschien, gings im Stück weiter, als wenn gar nichts geschehen wäre. Der P. Direktor des Theaters hat diese Glanzleistung dem „Zwetschenstock“ nachher mit einem Ehrenbox gelohnt.

„Die Rose von Fonfroid“ betitelte sich das Drama der damaligen Theaterzeit. Der Held wurde am Schluß des Stückes von seinem Widerpart erdolcht, dessen Leichnam halb oder ganz tot auf die vorderste Rampe geschleppt und wir Mörder und Helfershelfer mußten uns reumütig über den Toten beugen und unserer Schlechtigkeit abschwören. Der gräfliche Mörder war inzwischen verrückt geworden und ich, als sein nächster Adlatus war nahe daran, es zu werden. Mir war nämlich die Trikothose um die ganze Rundung herum zu eng und ich fühlte die Naht unheimlich knistern. Ich zog es daher vor, statt zu knien, lieber stehen zu bleiben. „Willst gleich niederknien“, zischte es zwischen den Kulissen heraus. Vorsichtig ließ ich mich nieder. „Beug dich über den Leichnam und mach' kein so dummes Gesicht“, dräute es wieder von der Seite. Ich versuchte, ein gescheites Gesicht zu machen und führte die Beugung aus. Da tats einen Krach und ritsch, ratsch — die Hose war rund herum durchgerissen und löste sich in ihre Bestandteile auf nach oben und nach unten. Die reumütigen Schächer hinter mir kicherten; ich hielt mit den Händen meine auseinanderstrebenden Hosenteile zusammen und fürchtete in diesen bangen Augenblicken auf der Bühne mehr den Zorn des Peleiden hinter den Kulissen als des Himmels Zorn über unseren Theatermord. Endlich senkte sich der Vorhang barmherzig über dieses Doppeldrama und,

während draußen stürmisch vom Publikum applaudiert wurde, bedeutete der Theaterdirektor mir, unglücklichen Opfer seiner engen Trikothose: „Schau, daß du in die Garderobe kommst, sonst erlebst was!“

„Zriny oder die Belagerung von Scigeth“. Aufführung im Jahre 1898. Ich war natürlich mit dabei, spielte den grausamen Türkenkaiser Soliman II. Bekam aber einige Tage vor der Aufführung einen gewaltigen Schnupfen und eine rauhe, heisere Stimme. Die belegte Stimme nahm der gestrenge P. Theaterdirektor noch in den Kauf; paßte ja nicht ungut zu dem alten Haudegen Soliman. Aber ganz wenig erbaut war der P. Theaterdirektor über meine rotfunkelnde Nase, die wie ein Leuchtturm in die Lüfte ragte. „Der Soliman war doch nach des Propheten Wille und Gebot ein totaler Abstinente und du schaust mit deiner flammenden Nase aus, als wie ein Mensch im letzten Stadium des Trinkerwahnsinns! Schau, daß dein Heft bis Donnerstag zur normalen Form und Farbe zurückkehrt, sonst wirst mich kennen lernen.“ Wie in allen Bedrängnissen solcher Art flüchtete ich mich auch diesmal zur Krankenschwester und mit energischen Kuren von außen und innen hat sie mich und meinen Gesichtsvorsprung wieder ins normale Geleise gebracht. Der P. Direktor war besänftigt und der arme Soliman von dem Verdachte bewahrt, sich dem stillen und heimlichen Trunke ergeben zu haben. Nach dem vierten Akte war ich frei, denn ich war als Soliman auf der Bühne gestorben. Während der Umstellung zum fünften Akt wusch ich mich und kleidete mich in meine gewöhnliche Kluft um; dann wollte ich mir den fünften Akt vom Zuschauerraum aus ansehen, daneben auch einige Lorbeeren für meine Mimen-Eitelkeit à Conto einheimsen.

Ich kam ganz zu hinterst neben den „Totenvogel“ zu sitzen. Ihr wißt nicht, wer der „Totenvogel“ unserer Zeit war. Nun, ich eigentlich auch nicht recht, er ist mir nur unter diesem Namen bekannt geworden. Er hatte entweder ein Radl zu wenig oder vielleicht eins zu viel. Es ging die Mär im Bodenseelande, daß, wenn der „Totenvogel“ irgendwo auftauchte, alsbald jemand dort sterben mußte. Es wird nicht so arg gewesen sein, denn der „Totenvogel“ war gar häufig zu sehen und wir hatten die ganzen Jahre nie einen Todesfall im Kollegium. Er war überall dabei wo es hoch her ging. War eine feierliche Profeß oder Primizfeier, der Totenvogel stand dicht unter der Kanzel und verwandte kein Auge vom Prediger, war ein Konzert und Theater, Leiche oder Prozession, der Totenvogel war da und machte sich energisch bemerkbar. Wir hatten oft viel Spässe mit ihm, schwindelten ihn greulich an und er verbreitete dann in der ganzen Gegend unsere Schauergeschichten. In seinen besseren Jahren hat er einmal einen Sack voll Kaffeebohnen über die nahe Grenze geschmuggelt. Die Finanzer waren ihm auf den Fersen, er rannte mit seinem Sack auf dem Rücken durch Dick und

Dünn, um seine Fährte zu verwischen. Aber scharfe, spitzige Dornen hatten in den Sack ein Loch gerissen und die schwarzen, herauskugelnden Bohnen waren die besten Wegweiser zum Schlupfwinkel des armen „Totenvogels“. Er mußte blechen und sitzen und war davon so erschüttert, daß er das edle Schmugglerhandwerk aufgab und sich frömmere Zwecke widmete. Er wird sich wohl schon längst glücklich in die Ewigkeit und in den Himmel hineingeschmuggelt haben. Neben diesen „Totenvogel“ nun kam ich zu sitzen im Hintergrund des Theaters. Ich fragte ihn nach einer kurzen Einleitung: „Na, wie hat's Ihnen bis jetzt gefallen?“ Er übte immer scharfe Kritik und äußerte auch jetzt ganz laut und ungeniert: „Alles wäre recht und gut gewesen bis jetzt, aber es sei gerade ein Skandal, wie lang der Großtürk zum Sterben gebraucht habe und wie abscheulich er gestorben sei; kein Kreuz und kein Weihwasser, kein Pfarrer und kein Herrgott — gut ist's, daß er weg ist; jetzt wirds hoffentlich frischer und lustiger“. Er hatte keine Ahnung, daß der Großtürk meine ob solch' schmählicher Kritik niedergeschmetterte Wenigkeit war. Ich sah nach diesem Ersturteil der Kritik höheren Orts mit ziemlich gemischten Gefühlen entgegen.

Wie ich in diesen Blättern schon einmal erwähnte, war ich außer meiner offiziellen Bühnentätigkeit noch so eine Art Schmiere-Direktor. Der P. Theaterdirektor sah diese Privatbühne nicht gerne, aus ästhetischen und pädagogischen Gründen nicht, wie er sagte; der P. Präfekt (P. Regens) aber war froh, wenn an besonderen Tagen für Unterhaltung seiner Jugend auf diese Weise gesorgt wurde. Etwaige schlimme Folgen hatten wir selbst zu tragen; wir durften uns beim P. Theaterdirektor nicht auf den P. Präfekt berufen. Es hieß, wenns schief ging, „grüß mich nicht unter den Linden“. Manchmal hätten wir gerne aus der Garderobe Kostüme für unsere Schmiere gehabt; aber der P. Theaterdirektor war nicht zu erweichen. P. Präfekt hatte wohl auch einen Schlüssel, der hing im Präfektenzimmer, aber so eine Art unmittelbares Verfügungsrecht über die Kostüme hatte nur der P. Theaterdirektor. Bat man den P. Präfekt um den Garderobeschlüssel, dann machte er ein Gesicht wie weiland die delphische Pythia, sagte, er habe den Schlüssel da und dort in der Präfektur hängen und, was dergleichen zweisinnige Reden mehr waren. Ich holte daraufhin den Schlüssel und stieg zur Garderobe hinauf, die ganz oben am Juhe war. Einmal suchte ich dort wieder die notwendigen Kostüme für eine Abendvorstellung zusammen, es war ein militärisches Stück. Für die Mitspieler hatte ich die Militärkleider bereits beisammen, nun brauchte ich noch eine mittelalterliche Hauptmannsuniform. Ich fand einen vollständigen, schwarzen Trikotanzug, dazu ein schwarzer Hut mit Feder und einen Degen. Um am Abend gleich gerüstet zu sein, zog ich den schwarzen Trikot gleich an und gedachte darüber dann meine gewöhnlichen Kleider zu streifen, aber da kam's mit wuchtigen Schritten die Stiege herauf; schnell löschte ich meine Kerze aus und

drückte mich in eine dunkle Ecke. Die dräuende Gestalt des P. Theaterdirektors stand in der Türe: „Wer ist da?“ Ich schwieg mich in allen sieben Sprachen aus. Da kam auch schon die Gestalt herein und fahndete im Dunkel nach dem Eindringling. Ich wischte ihm unter den Händen durch und sprang auf den Gang hinaus, er mir nach und nun ging die wilde Jagd den Gang entlang, die Stiege hinunter. Er hatte längere Beine, ich die schnelleren Füße, ich rannte in meinem schwarzen Trikot, der Hut saß mir fast auf der Nase, der Degen schwang in den Lüften und so platzte ich ins Krankenzimmer hinein, der hochw. Herr raste den Museen zu. Die Schwester tat einen Schrei und bekreuzte sich; ich beruhigte sie und gab mich zu erkennen und beschwor sie, in die Garderobe hinaufzulaufen, um meine Kleider zu holen. Sie brachte mir meine Habseligkeiten und den Garderobeschlüssel und schleunigst verfügte ich mich in den Studiensaal. Wie die zwei hochw. Herren sich über diese Affäre auseinandergesetzt haben, weiß ich nicht. Verraten wurde ich nicht. Ich dankte Gott und der Krankenschwester für meine Rettung; denn in meinem dünnen Trikot wäre es mir wohl schlecht ergangen, wenn die fahndenden Hände des P. Theaterdirektor mich damals erwisch hätten. Letzterer betrachtete mich lange nachher noch mit forschenden Augen: „Größe? Stimmt. Etwas krumme Beine? Stimmt auch. Neigung zu solchen Eigenmächtigkeiten? Stimmt detto. Schade, daß ich den Kerl nicht zu einem kleinen Privatissimum in der Garderobe droben festhalten konnte!“

Dreißig Jahre sind über diese Episoden meiner zwar kurzen, aber bewegten Theaterzeit dahingegangen. Wir sind beide alt geworden, der P. Theaterdirektor und ich; das Theater selbst aber, wie man den Berichten entnehmen kann, blüht und gedeiht, ist ausgerüstet mit allen Erfindungen der modernen Zeit; wir wünschen und hoffen, daß auch der gemütliche, stimmungs- und humorvolle Geist Alt-Mehrerau's dabei nicht verloren gegangen ist, sondern neue Blüten und Früchte getrieben hat.

J. B. in St.



Die Pfänderbahn.

Mit Freuden erinnern sich wohl die meisten Alt-Mehrerauer an den jährlichen Ausflug auf den Pfänder; wie sie da im Schweiß ihres Angesichtes bergauf stiegen, von dem einen tröstlichen Gedanken beseelt: Wenn wir nach Mehrerau kommen, gibt es Bier.

Wir moderne Jung-Mehrerauer kommen bequem in kurzen 12 Minuten ohne Anstrengung auf die Hochwarte des Bodensees — mit der neuen Pfänderbahn.

Im Winter 1926/27 wurde der schon vor 50 Jahren gefaßte Plan einer solchen Bahn endlich einmal ausgeführt. Der Höhenunterschied von 604 Meter zwischen Berg- und Talstation ist überbrückt, Berg und Mensch sind einander näher gebracht.

Versetzen wir uns im Geiste auf den Pfänder. Es ist Abend. Zum letztenmale rollt der Wagen aus der Halle und nimmt uns mit. Langsam geht es bergab, immer schneller bis zur Höchstgeschwindigkeit von 4 Sekundenmetern oder rund 15 Stundenkilometern. Beide Wagen bieten Platz für 24 Personen mit dem Führer. Dieser steht am Kontrollleur und schaut aufmerksam auf die verschiedenen Instrumente. Dauernd steht er mit dem Führer des andern Wagens in Verbindung, gibt Warnungssignale an die Stationen, vermindert gegebenenfalls die Geschwindigkeit und sorgt so für weitgehende Sicherheit.

An einem achtradrigen Laufwerk hängen die Wagen an den mächtigen Trage-seilen, von denen jedes 2080 Meter lang, 48 Millimeter dick und je 24 Tonnen schwer ist und aus 360 Runddrähten besteht. Vor einem Bruch ist man also sicher. Außerdem wird die Abnutzung deutlich angezeigt und läßt erkennen, wann die Seile nicht mehr gebrauchsfähig sind. Sollte aber das Zugseil brechen, so wird der Wagen automatisch am Trage-seil festgeklemmt.

Mit dem Hilfsseile kann dann der festgebremste Wagen hereingeholt und so die Fahrgäste in Sicherheit gebracht werden.

Nirgends droht also eine Gefahr, vollkommen sicher können wir das großartige Panorama genießen. Es eröffnet sich die herrlichste Aussicht auf die fünf Länder: Schweiz, Vorarlberg, Bayern, Württemberg und Baden. Im Westen ragen die ewigen Firne der Schweizer Alpen empor, in blutiges Rot getaucht, im Süden der Kranz der Berge Vorarlbergs, vom Osten her winken die Allgäuer Alpen, das Wetterstein- und Karwendelgebirge.

Unter uns liegt der Bodensee, gekräuselt von einem warmen Abendwinde. Eben taucht der glühende Sonnenball in die kühle Flut. In seinem eigenen Lichte schimmernd, entzündet er, je tiefer er sinkt, desto mehr den Spiegel des Wassers zu den großartigsten

Lichtwirkungen und Farbenwundern. Stumm stehen wir da, gebannt schauen wir all das Große und Schöne, uns bewegt das Ahnen der Allmacht.

Glücklich kommen wir zur Talstation. Ihre Einrichtung ist höchst einfach, sie nimmt nur die 23 Tonnen schweren Spannungsgewichte auf. Der übrige Raum enthält eine Wohnung für den Betriebsleiter, Schalt- und Diensträume für die Beamten.

Die Fahrt ist vollendet. Froh verlassen wir den Bahnhof, den bereits das nächtliche Dunkel umhüllt und eilen unserem trauten Studienheime zu.
E. K. V.

Ein Tag an der Nordsee.

An einem frischen, prächtigen Sommermorgen trug das schnaubende Dampfroß drei gute Freunde durch die herrlichen Eifelberge und die fruchtbare Ebene Belgiens hinaus nach Ostende ans Meer. Eine vierstündige Fahrt und der pflichtgemäße Ruf des Schaffners ertönte: „Ostende!“ Es war 8 Uhr. Sollten wir nun zuerst in die Stadt oder ans Meer? Wir entschieden uns für die Stadt mit ihren mächtigen Häusern und Kaufhallen, aber unwiderstehlich zog es uns doch an den Strand. Meine beiden Freunde verstanden die flämische Sprache ziemlich und doch fiel es ihnen schwer, sich verständlich zu machen, daß wir mit irgendeinem Verkehrsmittel an den Strand fahren möchten, bis uns endlich um 5 Uhr nachmittags eine bequeme Kutsche an unser Ziel brachte.

Zum erstenmale am Meer! Freilich nur einem Bruchteile des gewaltigen Weltmeeres, an der Nordsee. So weit das Auge reicht, alles Meer. Nur ein vorbeigleitender Küstendampfer mit seinem schimmernden Bug bringt Abwechslung in das eintönige Bild. In der Ferne ein bläulicher Dunst, vor uns eine Sandwüste, der Strand. Lange stehen wir und schauen über die endlose Flut und kaum können wir uns satt sehen an dem herrlichen Sonnenuntergang. Sanft umschlingt das Meer die Purpurglut der Sonne, bis sich die letzten Strahlen im glitzernden Sande verlaufen haben. Fischer werfen ihre Netze aus, wie Wesen der andern Welt fast erscheinen sie auf ihren breiten Kähen in der abendlichen Dämmerung und herab senkt sich die dunkle Nacht. Sobald die Sonne ins Meer hinabgestiegen ist, erstrahlen die zahlreichen Hotels am Strandweg in hellem Lichterglanz gleich riesigen Leuchttürmen. Auf der Veranda und in den herrlichen Parkanlagen lauschen die Kurgäste den Klängen der hier allabendlich stattfindenden Konzerte. Auch wir gesellten uns zu ihnen und, nachdem wir noch lange den rauschenden Akkorden der Musikkapelle unser Ohr geschenkt hatten, begaben

wir uns zur Ruhe, um am nächsten Tage auch einmal die Freuden des Strandlebens zu sehen und zu genießen. Frühmorgens fuhr der Hoteldiener ein kleines Badehäuschen an den Strand, deren dort noch unzählige waren, und wir warfen uns nach Herzenslust in blaue Meer. Nicht zu weit hinaus! tönt uns noch der Warnungsruf des Dieners nach. Ermüdet vom langen Schwimmen und Baden, legen wir uns in den glühenden Sand, bis sich die ersten Anzeichen der Flut bemerkbar machen. Da hieß es schleunigst zurück ins sichere Hotel, denn, wo eben noch Sand war, ist jetzt das Meer und schwemmt wieder neue Kostbarkeiten für die emsigen Muschelfänger ans Ufer. In der Mittagszeit und abends ziehen Gaukler, Musikanten, Wahrsager, Photographen u. a. m. umher und belustigen die Gäste, die aus allen Ländern hieher geströmt sind, mit ihren Künsten. Es ist dies ja auch gerade die Zeit, in der die Gäste ihren Kunststücken die größte Aufmerksamkeit schenken. Die Straßen sind umsäumt von Buden und Krämerladen, die ihre Sachen zu hohen Preisen den Vorübergehenden feilbieten.

Das ist so das Leben am Strand. Abends Konzert, mittags Belustigungen, die übrige Zeit am Meer. Leider war es uns nicht vergönnt, länger das lustige und lebensfrohe Treiben an der Nordsee zu genießen, denn bald schon mußten wir in die rheinischen Gaue zurück. Mag auch das eintönige Bild der dünenbedeckten Küste nicht anziehen zu längerem Aufenthalte, so doch das Meer mit seinem überwältigenden Zauber und den stets wechselnden Eindrücken.

W. K. VI.

Der Alt-Mehrerauer Leben und Streben.

A. M. V. Dornbirn.

Vor einigen Jahren wurde in Dornbirn auf Anregung des Herrn Karl Kleiner eine sogen. „Tischgesellschaft der Altmehrerauer“ gegründet. Als Obmann wurde damals Arthur Wagner bestellt. Am 13. Dezember v. J. sollte eine Versammlung stattfinden. Auf Einladung des Obmannes nahm als Vertreter der Mehrerau P. Leodegar Walter an der Versammlung teil. Als Ort der Zusammenkunft ward der „Löwen“, das Heim eines Altmehrerauers, ausersehen. Der Obmann eröffnete die gemütliche Sitzung und gab einen kurzen Rückblick über Entstehen und Fortbestand der Vereinigung. Zum Schluß seines Referates gabs noch eine Überraschung, denn er „schüttelte“ die Obmannschaft ab und schlug zugleich als Nachfolger vor: Herrn Julius Rhomberg dz. Hörer der Rechtswissenschaft in Innsbruck, der persönlich in der Versammlung weilte und die Leitung übernahm. Der Vertreter der Mehrerau überbrachte herzliche Grüße von Alt- und

Jung-Mehrerau, spez. vom hochw. Herrn Abte Kassian Haid und P. Bonifaz Martin, Direktor der Handelsschule. Die Jungmehrerauer aus Dornbirn, 12 an der Zahl, wären am liebsten selbst mitgegangen, doch der Wissensdurst und die Nähe der Weihnachtskonferenz ließen es nicht zu! Mehrerauer-Grüße, Stellenvermittlung für Jung-Mehrerau, Mehrerauerbund (Freiburg), Bundesabzeichen fanden dann noch eine kurze Besprechung und der offizielle Teil war erledigt, der gemütliche setzte ein, ein nettes, unterhaltliches Zusammensein älterer Herren, des Mittelalters und der Jugend. Leider waren mehrere Herren am Erscheinen durch Berufsarbeit verhindert. Schnell verflog die Zeit und miternächtiges Dunkel zog herauf. Unter freundlicher Begrüßung und gegenseitigen Glückwünschen für die kommenden Festtage und zum Jahreswechsel schieden wir von einander.
P. L. W.

Alt-Mehrerau von Bregenz im Kollegium.

Kaum war Jung-Mehrerau ausgeflogen, Weihnachten im trauten Kreis der Eltern und Geschwister zu feiern, und schon ward es wieder laut im großen Speisesaal. Eine stattliche Anzahl Altmehrerauer aus Bregenz war dort eingezogen, um etliche frohe Weihnachtsstunden bei ihren einstigen Lehrern zu verbringen. Abt Kassian hatte sie auf den Nachmittag des St. Stephanstages eingeladen und freudig waren wohl die meisten der Einladung gefolgt.

Erst versammelte man sich im Abteisaal des Klosters, wo Krippe und Christbaum in reichem Schmucke prangten, um den Vaterworten unseres Abtes zu lauschen. „Weihnachtsgedanken, Grundsätze und Richtlinien fürs Leben“ wollte er allen mitgeben. Angenehm überraschte das sinnige Weihnachtsgeschenk, das in der Festschrift zum 700-jährigen Jubiläum unserer Abtei Wettingen-Mehrerau bestand und in schmuckem Kleide übersichtliche historische Darstellungen über das Entstehen und Werden und die letzten Tage des Klosters Wettingen im Limmattal sowie das neuerstandene Wettingen am Ufer des Bodensees enthält. Alle Arbeiten stammen aus der Feder des Gnädigen Herrn und des ehrwürdigen Seniors unseres Hauses, P. Gregor Müller.

Gäste und Patres begaben sich hierauf in den Speisesaal der Zöglinge. Flinke Hände hatten dort bereits gewaltet, der Christbaum erstrahlte im Kerzenschimmer und drehte sich dabei zum Klang der kleinen Spieldose ganz so wie es schon vor vielen Jahren in unserer Studentenzeit gewesen war. Ein buntes Bild entrollte sich da. Männer jeden Alters und Standes waren vertreten, solche, die bereits schon grau geworden waren im Ernste des Lebens saßen unter denen, die kaum erst dem Kollegium Lebewohl gesagt hatten, und dazwischen tauchte immer wieder das weißschwarze Gewand eines der

Lehrer auf. Mochten sie aber auch immerhin in Alter und Lebensstellung verschieden sein, alle schloß heute doch der eine Gedanke fest aneinander: man hat uns an der Stätte froher Jugendtage nicht vergessen, sondern denkt unser noch stets und nimmt Anteil an unserm Ringen und Streben. Der Sängerkhor des Kollegiums — allerdings durch den Weggang der meisten Kräfte sehr zusammengeschmolzen — eröffnete die Feier mit dem schönen Weihnachtslied „In dulci iubilo.“ Noch einmal sprach hierauf Abt Kassian Worte des Grußes und gab seiner Freude über das zahlreiche Erscheinen Ausdruck. Herr Franz Feßler, Obmann der Alt-Mehrerauer in Bregenz, dankte im Namen aller Gäste und versicherte Abt und Lehrer dauernder Liebe und treuer Anhänglichkeit. Reden ernsten und heiteren Inhaltes, früherer Erlebnisse im Kollegiumsleben gedenkend, folgten, die von den Herren Dr. med. Anton Sinz, cand. iur. Egon Kleiner und Dr. iur. Ferdinand Krüse gehalten wurden.

Wahrlich ein Hochgenuß für alle Anwesenden waren die gesanglichen Vorträge der Sängerrunde „Heimatklang“, deren herrlichen Leistungen selbst auch aus dem Munde kundiger Fachleute wie des Domkapellmeisters a. D. von Eichstätt Dr. Widmann ungeteiltes Lob gezollt wurde. Die Mitglieder der Sängerrunde sind größtenteils Alt-Mehrerauer unter der trefflichen Leitung des Herrn Karl Fuchs. Dem wackeren Chorleiter und seinen tüchtig geschulten Mannen aufrichtigen Dank. Schneller als man erwartet hatte, war die Zeit entflohen, man mußte wieder Abschied nehmen. Allenthalben klang der in die frohe Zuversicht aus: auf baldiges Wiedersehen in der uns lieben Mehrerau!

P. R. K.

A. M. V. Brisgovia.

„Wie gehts“ ist die gewöhnliche Frage, wenn wir uns begegnen. „So mitten durch“, ist die gewöhnliche Antwort. So ist es auch bei der Brisgovia. So mitten durch; viel Neues kann sie nicht berichten, das meiste blieb beim guten, hergebrachten Alten.

Wir registrieren Besuche: Im vergangenen Sommer weilten während der Zentenarfeier der Erzdiözese Freiburg Abt Kassian-Mehrerau und Abt Bernhard-Brombach in unserer Mitte. Bei seiner Ankunft am Vortag empfing unser lb. Hercher im Auftrag der Brisgoven Abt Kassian am Bahnhof. Nachmittags machte der hohe Gast mit Hercher und Bundespräsidenten Fischer eine Autofahrt in Freiburgs herrliche Umgebung. Am Festtag selbst wohnten sehr viele Brisgoven mit Familie der Festpredigt bei, die Abt Kassian in der zweitgrößten und nach dem Münster schönsten Kirche St. Johann hielt. Allgemein fiel die weiße, faltige Kukulla des Predigers auf. Nachmittags

weilte er, leider nur für wenige Stunden, im Kreise unserer Familienangehörigen im Stadtgarten-Restaurant. Auch einige auswärtige Alt-Mehrerauer hatten sich eingefunden. Der Gnädige Herr erzählte uns aus der Mehrerau, von seinen Eindrücken bei der Jubiläumsfeier und berührte nebenbei auch einige Bundesangelegenheiten. Der Schriftführer hielt ein kleines Referat über den ehemaligen Salemer-Cistercienser Bernhard Boll, den ersten Erzbischof von Freiburg. Tags darauf erfreute uns Abt Bernhard, ein lieber Freund der Brisgoven, mit seinem Besuche. Ganz ungezwungen saßen wir beieinander und plauderten wie etwa Vater und Söhne miteinander reden. Auch Pater Wilhelm Klimmer aus Mehrerau konnten wir mehrmals begrüßen.

Familienfeste: Unser Sommerbummel auf den Notschrei fiel leider aus. Er soll aber dieses Jahr nachgeholt werden. Weihnachten feierten wir in althergebrachter Weise mit Dreikönigskuchen und Fasching wurde in bescheidenem Rahmen abgehalten.

Neubesetzung der Ämter: Die Brisgoven sind keine Streber. Nur mit Mühe finden wir den nötigen Ersatz für einen freien Posten. Diesmal schieden aus: cand. phil. Robert Burkart, der viele Jahre das Brisgovenschifflein glücklich gesteuert hatte und Rudolf Ehret, unser mehrjähriger Kassier. Das Vorsitzers-Amt zwangen wir unserem „Bundespapa“ Fischer auf und den recht undankbaren Kassierposten hingen wir dem lb. Benjamin (Ernst Engler) an. Der zweite Schriftführer Karl Mutschler dient zur Entlastung des ordnungsgemäßen Schriftführers, der bereits 15 Jahre in seinem Amte steht.

Mitglieder-Abgang: Eugen Bürkle: ein eifriges Mitglied, das in keiner Versammlung fehlte; er machte sich selbständig durch Übernahme einer Gemischtwarenhandlung im württembergischen Städtchen Dornhan bei Freudenstadt. Alfred Schlatterer: Er trat vor wenigen Wochen als Korrespondent in einen Berliner Großbetrieb der Stärkebranche ein. Eugen Zahoransky: will sich in einer württembergischen Mühle weiter ausbilden.

Neue Mitglieder: Seit unserem letzten Ausweis traten in die Brisgovia ein: Karl Weeh aus Stockach (Baden), Kaufmann in Freiburg. Dr. phil. Josef Wild aus Wangen im Allgäu, Lehramtsreferendar an der Neuburg-Oberrealschule in Freiburg. Berthold Glaser, Gärtnermeister und weitbekannter Nelkenzüchter in Zähringen. Paul Restle aus Markdorf, der sich als „Spätberufener“ in einer Privatschule mit großem Fleiß und Ausdauer auf das Abitur vorbereitet. Fridolin Jehle aus Säckingen, stud. phil. Germanistik an unserer Universität. Julius Buck aus Friedrichshafen, unser Bambino. Er „stiftet“ in der Weltfirma Metz Näh- und Stickseidefabriken dahier.

Gäste unserer Herberge: Sehr oft besuchen Alt-Mehrerauer den Peterhof in der Hoffnung, Brigoven anzutreffen. Sie sind dort für gewöhnlich nur am ersten Donnerstag des Monats von 20.30 an zu finden.

Dem letzten Brigoven-Artikel über das Stiftungsfest sei noch beigefügt, daß bei der Feier für unsere toten Krieger auch eine einfache, aber schmucke Gedenktafel enthüllt wurde. — d —

Alt-Mehrerauer-Bund.

Der Gedanke einer Alt-Mehrerauer-Gemeinschaft ist nicht mehr bloße Idee, sondern ist Wirklichkeit geworden und noch immer dauert die Epoche des Werdens und der Entwicklung fort. Freilich gab es der Schwierigkeiten gar viele, bis wir endlich auf der Grundlage standen, auf der wir uns jetzt befinden. Denn einerseits erfaßten die bereits bestehenden Vereinigungen nur einen verschwindend kleinen Teil der einstigen Zöglinge Mehreraus und andererseits waren diese Vereinigungen recht schwache, kaum lebensfähige Gebilde, in denen sich der Gedanke einer gemeinsamen Einigung nicht entwickeln konnte und wollte. Mit Entschiedenheit die Mitarbeit zu erzwingen, stieß auf heftigen Widerstand und zeitigte bereits da oder dort Auflockerungs- und Abbröckelungsbestrebungen, die den jungen Bund in eine Krisis drängten, der er notwendig erlegen wäre, wenn man nicht mit aller Entschiedenheit vorgegangen wäre.

Um die Krisis des Bundes zu beheben, gab es nur eine Möglichkeit: Umgestaltung der Mitgliedschaft und das auf dem Doppelwege Aufbau des Bundes auf Einzelmitglieder unter Ausschaltung der Vereinigungen als Organisationen — dies schien der gangbarste Weg zu sein — oder Mittelweg zwischen der bisherigen Vormachtstellung der Vereinigungen und deren vollständigem Ausscheiden aus dem Bund. Für diesen Mittelweg entschied man sich anläßlich der Zusammenkunft beim Brigoven-Stiftungsfest — 16. und 17. Juli 1927 — zwischen Bundespräsidium und Bundessekretär Pater Edmund Frey. Dadurch war eine weitere Grundlage geschaffen, da sich alle einstigen Zöglinge des Kollegiums dem Bunde anschließen konnten und der Bund so der sichtbare Ausdruck einer alle umfassenden Gemeinschaft wurde.

Eine erneute Besprechung am 14. und 15. August 1927 in Birnau beriet nochmals eingehend über die Neuregelung und Eingruppierung der Mitgliedschaft im Bunde und zugleich auch über den Werbefeldzug, zu dem das kurz bevorstehende Jubelfest der Mehrerau eine recht günstige Gelegenheit bot. Der neugestaltete, erweiterte Bund war als Jubelgabe für die Mehrerau gedacht und zwar sollte er sich der *Augia maior* durch eine Huldigungsadresse

erstmalig vorstellen. Es war keine leichte Aufgabe, die wir übernahmen, ohne jede finanzielle Grundlage und manchem Mißerfolg die gewaltige Werbearbeit vorzubereiten und in wenigen Tagen auch schon durchzuführen. Doch es gelang. Von den 1400 Alt-Mehrerauern, denen wir das bekannte Werbeschreiben sandten, hatten nahezu 40 Prozent beistimmend geantwortet.

Ein weiteres Rundschreiben brachte noch etwas über ein halbes Hundert Anmeldungen und somit hat der Bund gegenwärtig 603 Mitglieder. Noch ist nicht alles erreicht, was wir zu erreichen hofften, aber ein guter, Erfolg versprechender Anfang ist gemacht, auf dem wir weiter bauen wollen. Die ganze Aktion war aber nur durch die große Freigebigkeit und das freudige Entgegenkommen so mancher lb. Alt-Mehrerauer möglich, die unsere Bittschrift nicht achtlos auf die Seite legten. Besonderen Dank schulden wir dem Brigoven Hermann Ays-Staufen, der unser erstes Rundschreiben nur gegen Vergütung der Papierkosten in einer Auflage von 1600 Stück druckte, und Herrn Gottlieb Stadler-Triberg, Schriftführer der Triberger Zeitung, der unsern Bettelbrief und die Briefumschläge (Auflage 3000) unter gleicher Bedingung übernommen hatte. Das zweite Rundschreiben vom 1. Dezember 1927 ging in entgegenkommendster Weise aus der Druckerei der Firma Teutsch in Bregenz hervor. An freiwilligen Spenden gingen M. 229 ein. Ausdrücklich erwähnen müssen wir jenen braven Südtiroler, der uns das ganze Taschengeld von 14 Tagen übersandte. Allen Spendern und sonstigen Mitarbeitern ein herzliches, aufrichtiges „Vergeltsgott“. Ihre Namen sind in den Annalen unseres Bundes aufgezeichnet.

Die geschmackvolle Huldigungsadresse, die der Bundespräsident, Postdirektor L. Fischer als Vertreter des Bundes (nicht der Vereinigungen) am Jubeltage der Mehrerau überreichte, zeichnete der kunstsinnige Franz Andris, Schriftsetzer in der Herderschen Verlagsbuchhandlung. Der einfache, aber wohlthuend wirkende Einband stammt aus der Werkstätte des Alt-Mehrerauers Franz Heizmann, Hofbuchbindermeister in Donaueschingen. Die Bundesmitgliedkarte (gilt bis 15. Jänner 1931) entwarf das Bundespräsidium; die wohlgelungene Federzeichnung fertigte Alois Höscheler, Buchhändler in der Herderschen Verlagshandlung. Das Klischee lieferte die Firma Schuler und Co. in Freiburg und den typographischen Entwurf besorgte in einer Auflage von 1000 Stück kostenlos J. Fischer und Co. in Uzwil, Kt. St. Gallen.

Das Bundesabzeichen wurde nach Angabe des Bundespräsidiums durch die Firma Jos. Krieg in Freiburg geprägt und ist bereits in 400 Exemplaren verbreitet. Es dient als Erkennungszeichen für die „Bündler“ und ist zugleich auch Festabzeichen bei den Bundestagungen. Wir bedauern sehr, daß es nicht von allen

Bundesmitgliedern verlangt wurde. Bundesabzeichen und Mitglieds-karte wurden in der ersten Märzwoche versandt; wer bis jetzt keine erhielt, dessen Anmeldung ist in Freiburg nicht eingetroffen.

Somit ist der äußere Aufbau des Bundes glücklich beendet. Und doch harren unser noch manche recht schwierige Aufgaben. Hierzu rechnen wir vor allem die Aufstellung eines umfassenden Programmes, das die Richtlinien und den Aufgabenkreis des Bundes eindeutig bestimmt, wie Pflege des Mehrerauer-Geistes, Neubelebung der freundschaftlichen Beziehungen unter den Alt-Mehrerauern und gegenseitige Hilfeleistung. Ein scharf umgrenztes Bild unseres Bundes zu geben ist noch nicht möglich, doch hoffen wir ein solches in Bälde im Verein mit der Mehrerau ausarbeiten zu können.

Besondere Sorgfalt müssen wir natürlich unserem Bundesorgan den Mehrerauer Grüßen zuwenden. Immer wieder hören wir die Klage, daß die Bezugsgelder nicht rechtzeitig oder überhaupt gar nicht eingehen. Bei der daraus entstehenden finanziellen Lage ist es geradezu unmöglich, die Zeitschrift weiter auszubauen. Ein anderer Punkt, den wir jetzt schon behandeln müssen, ist unser Arbeitsamt. Wie oft kommen doch Briefe stellenloser-Alt-Mehrerauer an uns mit der Bitte, ihnen zu einer neuen Existenzmöglichkeit zu verhelfen. Leider können wir nur in den seltensten Fällen helfen, weil uns keine freien Stellen bekannt sind. Wir bitten deshalb alle Arbeitgeber und Beamten in leitender Stellung frei werdende Posten umgehend bei uns zu melden, damit wir unsern Bundesbrüdern wieder Arbeit verschaffen können.

Kurze Bemerkungen der Bundesvorstehung:

Das Präsidium des Bundes besteht nach dem freiwilligen Ausscheiden des zweiten Schriftführers cand. phil. Rob. Burkart nur mehr aus dem Bundespräsidenten und dem Bundes-schriftführer.

Postscheckkonto des Bundes:

Deutschland: Postscheckamt Karlsruhe Nr. 38527. Alt-Mehrerauerschaft Baden.

Österreich: Postsparkasse Wien Nr. 35279, Verband der landw. Genossenschaften Bregenz.

Schweiz: J. Fischer u. Co., Uzwil. Kt. St. Gallen, Postscheckkonto IX. 2897.

Das Amt des Bundessekretärs wurde an Stelle des hochw. P. Edmund Frey dem hochw. P. Bonifaz Martin übertragen. Pater Edmund rufen wir für seine treue Mitarbeit unsern herzlichsten Dank hinüber über das „große Wasser“.

Der Bundesbeitrag ist auf 50 Pf., Gr., Ct. festgesetzt. Davon befreit sind die Ordensleute, Studenten, Kaufmanns- und Handwerkerlehrlinge und verarmte Bundesmitglieder. Ausständige Gelder bitten wir in Bälde zu überweisen.

Rundschreiben an die Vereinigungen ergehen nicht mehr. Alle bisher ergangenen Schreiben sind gegenstandslos geworden. Jedes fernere Schreiben muß die Unterschrift des Präsidiums und Sekretariats enthalten.

Alle den Bund berührenden Angelegenheiten werden nur durch das Bundespräsidium und Sekretariat erledigt.

Das offizielle Organ des Bundes sind die Mehrerauer Grüße.
L. Fischer, Freiburg.

Aus dem Kollegium.

Vom 24. Dezember bis einschließlich 2. Jänner war der größte Teil der Zöglinge zu Hause. Zum dritten Male durften sie das Weihnachtsfest daheim feiern. Wer einen weiten Weg hatte, fuhr schon am 23., um noch zurecht zu kommen. Wohl alle haben sie genossen die schönen Ferien und das Christfest unter dem lichtstrahlenden Baum, wenn auch viele „ohne Schnee“, denn Weihnachten zu Hause ist doch am schönsten.

Aber nur zu rasch war der 2. Jänner wieder da und von allen Seiten strömte die Studentenschaft wieder im „Musenheim“ zusammen. Schiller sagt ja nicht umsonst: „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu teil“.

Und so gings denn mit erneuter Kraft an die „Arbeit“, um beim Semesterschluß nicht zu „leicht“ befunden zu werden. Da die „Rodelbahn“ selten brauchbar war, mußten wir leider darauf verzichten in schneidiger Fahrt zu Tale zu sausen. Aber es gab auch andere Kurzweil.

Am 18. Jänner hielt der Hw. Herr Pfarrer und geistliche Rat Gottfried Resl aus Oberstauten einen melodramatischen Vortrag im Theatersaal. Am Klavier saß sein Freund Professor Reutemann, der es meisterhaft verstand, den Gesang mit herrlichen Akkorden zu begleiten. Aus den zum Vortrag gelangten Dichtungen gefiel wohl am besten „Der Graf von Habsburg“ und „Die Uhr“. Beim ersteren meinte man fast der alte Sänger aus „Aachens Kaiserpracht“ stünde persönlich vor einem. Am schönsten aber sang der Hw. Herr „Die Uhr“ in

Löwes einzigartigen Tonkleid. Gabriel Seidl hat im Text das Menschenleben genau gezeichnet, wenn er sagt:

„In meinen Leiden und Freuden,
Im Sturm und in der Ruh',
Was immer geschah im Leben,
Sie pochte den Takt dazu.
Sie schlug am Sarge des Vaters,
Sie schlug an des Freundes Bahr,
Sie schlug am Tage der Liebe,
Sie schlug am Traualtar.“

Auf Ernst folgt Heiterkeit. Und so auch hier. Denn der humoristische Teil vom lustigen „Studentenleben“ hat allgemein gefallen und noch immer denken wir mit Freuden daran zurück.

Kurz darauf, am 29. Jänner hielt der Literaturhistoriker Hauptmann a. D. Kurt Ramitzsch — deutscher Berichterstatter im Weltkrieg — einen Vortrag über seine Reise von Konstantinopel durch Kleinasien nach Palästina. Sowohl die Lichtbilder als auch die Ausführungen waren sehr schön und lehrreich.

Dann folgen drei den „Musen“ gewidmete Wochen und am 11. Februar schloß das erste Semester. Nachmittags füllte sich der Theatersaal mit erwartungsvollen Zuschauern, um der Hauptprobe der Fastnachtsaufführung „Der große Prinz von Fez“ beizuwohnen.

Mit unermüdlichem Eifer hatte der Theaterdirektor Dr. P. Paul Sinz und seine wackere Spielerschar geprobt und gearbeitet und in der kurzen Zeit von fünf Wochen dieses dreiaktige Schauspiel von Calderon einstudiert. Die eigentlichen Aufführungen waren an den Sonntagen 12. und 19. Februar und am Fastnachtstag. Wenn man die Kritik, die maßgebende Persönlichkeiten abgegeben haben, kennt, so kann man der „Mehrerauerbühne“ nur noch viele solche Erfolge wünschen.

Aber nicht nur im Schauspiel zeigte die Mehrerau ihr Können, sondern auch im lustigen „Schwank“. Dies bewies das am 16. und 20. Februar über die Bühne gegangene Singspiel in zwei Aufzügen „Das fünfundzwanzigjährige Doktorjubiläum von A. Wiesmayr, Musik von Ferd. Schaller.

Die dröhnenden „Lachsalven“ bewiesen am besten, wie sehr das Stück gefallen hat.

Dann kam die Fastenzeit mit ihrem Ernst. Voll froher Hoffnung streben wir Ostern entgegen und erwarten mit Freuden das Jubelalleluja am Ostermorgen. K. F. A. VII.



Heimgegangen.

„Mitten im Leben sind wir vom Tode umgeben“. Dieses Wort des st. gallischen Mönches Notker ist wieder einmal wahr geworden an zweien unserer lb. toten Altmehrerauer.

Am 16. Dezember 1927 starb unerwartet rasch Herr Clemens Haid, Besitzer des Gasthofes „Zum Kaßl“ in Ötz. Der Verstorbene war am 21. März 1817 als ältester Sohn des weit über die Grenzen Tirols hinaus bekannten Postmeisters und Gastwirtes Johann Tobias Haid geboren. In unserem Kolleg weilte er in den Jahren 1888/90. Ein ernstes Leiden, das immer schlimmeren Charakter annahm, zwang ihn, sich in Innsbruck einer Operation zu unterziehen, die denn auch gut gelungen war. Leider gesellte sich zu der bereits bessernden Krankheit die Lungenembolie, die den im besten Alter stehenden, kräftigen Mann binnen kurzer Zeit auf das Sterbebett warf. Gestärkt durch die Tröstungen unserer hl. Religion, sah Herr Haid dem Tode ruhig und gefaßt ins Auge, mochte er ihn auch fern von der Heimat und den Lieben ereilen. Das ganze Leben des Toten war Arbeit und unermüdliches Streben um das Wohl der Seinen. Dabei vergaß er aber auch nie, den Blick himmelwärts zu richten und Gottes Segen auf sein Arbeiten und Sorgen herabzurufen. Sein ruhiges und offenes Wesen verschaffte ihm auch in weiten Kreisen großes Ansehen und aufrichtige Wertschätzung, was besonders durch die zahlreiche Beteiligung an seiner Beerdigung zum Ausdruck kam.

Noch schneller schied Herr Matthäus Mayer aus Götzis, Zögling der Jahre 1896—1898, aus diesem Leben. Am Nachmittag des 28. Februar hatte er seine Wohnung in Alberschwende verlassen, um im Walde Holzarbeiten zu verrichten. Da seine Rückkehr am Abend nicht erfolgt war, gingen seine Frau und zwei Kinder am anderen Morgen auf die Suche und fanden ihn mittags in einem Graben unter einer Holzfuhre, die er nach Hause bringen wollte, tot auf. Am 3. März hat man ihn in Götzis zu Grabe getragen, tief betrauert von seiner Gattin und sechs Kindern im Alter von 1½ bis 14 Jahren.

Nach langer und schmerzvoller Krankheit entschlief am 25. Februar in Vorkloster Herr Konstantin Feldkircher, Speditionsbeamter in Bregenz. Er gehörte zu jener Erstlatein, in der unser guter P. Raymund Steinhart erstmals sein mildes Szepter als Ordinarius schwang. Der geistig geweckte, fleißige und strebsame Junge (Zögling 1903/08) zählte immer zu den besten Schülern seiner Klasse, stellte aber auch auf dem Spielplatze den ganzen Mann. Nach seinem Weggang vom Kollegium blieb er seinen ehemaligen Lehrern in Achtung und Ehrfurcht ergeben. Feldkircher war überhaupt ein biederer Charakter, der es mit den

Pflichten unserer Religion immer ernst nahm. Sein allzufrühes Hinscheiden ist nur auf seine Krankheit zurückzuführen, die er sich im Weltkriege zugezogen hatte. Der Tod selbst war als Erlöser an das Krankenlager des Lungenleidenden herangetreten; Konstantin, durch die hl. Sterbsakramente gestärkt, folgte ihm ruhig und gottergeben im Alter von 37 Jahren. Die treubesorgte Gattin mit drei Kindern trauert an seinem Grabe.

Personalien:

Frater Eberhard Pfeiffer O. Cist. in Marienstatt wurde in der Barfüßerkirche zu Limburg am 17. Dezember zum Subdiakon und am 18. Dezember 1927 zum Diakon geweiht.

Das Ordenskleid erhielt:

Egger Josef (Fr. Gregor) 1925/26, Schwaz, Tirol, am 5. September 1927 im Benediktinerstift Fiecht in Tirol.

Es vermählten sich:

Schwimmer Johann, Bregenz, Vorarlberg, 1890/93 Verbandsekretär und Amann Antonia am 16. Jänner 1928.

Bitschnau Hugo, Bregenz, Vorarlberg, 1912/15 Bauunternehmer, und Benninger Dora am 20. Februar 1928.

Es verlobten sich:

Fischer Fritz, Freiburg, Baden, 1913/16 und Glockner Gertrud am 24. Dezember 1927.

Hangg Eugen, Friedrichshafen, Württemberg, 1915/18 und Schlosser Gustl am 25. Dezember 1927.

Wild Josef, Wangen im Allgäu 1914/15, bestand im November 1927 mit sehr gutem Erfolg die staatliche Prüfung für das höhere Lehrfach (Neuphilologie) und erwarb sich im gleichen Monat den Doktorgrad mit der ausgezeichnet gelungenen Dissertation „Dryden und die katholische Kirche“.

Runggaldier Engelbert, Gossensaß, Südtirol 1913/18, wurde am 17. Dezember 1927 auf Grund seiner volkswirtschaftlichen Arbeit „Tirol und der Fremdenverkehr“ an der Universität Innsbruck zum Doktor der Staatswissenschaften promoviert. Dr. Runggaldier ist Altsenior der akad. Verbindung „Leopoldina“ und Altherr der A. M. Akademikerschaft „Augo-Nibelungia“.

Kleiner Viktor, Bregenz, Vorarlberg 1889/91 Staatskonservator, erhielt das „silberne Ehrenzeichen um Verdienste für die Republik“.

Berichtigung: Die auf Seite 31 in der letzten Nummer unserer Zeitschrift verzeichnete Notiz stammt nicht, wie wir irrtümlich gemeldet haben, aus der Feder des Herrn Emil Hercher, sondern hat den Herrn Bundespräsidenten Leopold Fischer, Postdirektor a. D., zum Verfasser.

Den Alt-Mehrerauern allen und ihren Familien frohe Ostergrüße!